

Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 22 (1951)

Artikel: Anekdoten aus der Blütezeit der Lenzburger Schnupf-Tabak-Industrie
Autor: Eich, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-918386>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ANEKDOTEN AUS DER BLÜTEZEIT DER LENZBURGER SCHNUPF-TABAK-INDUSTRIE¹

VON ERNST EICH

In der Blütezeit der Lenzburger Schnupftabak-Industrie entstand im hiesigen „Pilsner-Stübli“ eine Art Bierzeitung der Gäste, genannt „Das Schnupf-Buch“, dessen Inhalt mir allerdings unbekannt blieb. Es sollen sich darin verschiedene Spaßmacher, aber auch großgewordene Poeten, wie der münchenerische Frank Wedekind, verewigt haben. Als kleinen Beitrag zu diesem Schnupfbuch möchte ich hier einige Anekdoten erzählen, die — teilweise mundartig durchsalzen — ebenfalls mit Lenzburger Schnupftabak zu tun haben und vermutlich im „Schnupf-Buch“ nicht vertreten sind.

Aus meiner frühen Jugend erinnere ich mich noch an einige währschafte Originale; Leute, die mit ihrer ungeschlachten Ursprünglichkeit dem Heutig-Zivilisierten recht komisch vorkämen und deren Absonderlichkeit ein Maler wie Dürer oder Rembrandt schmunzelnd auf Papier gebracht und als urwüchsige Kostbarkeit in der Mappe bewahrt hätte. Uns Buben interessierte diese gutmütige Unebenheit am Menschen, wie etwa das Seltsame beim Igel.

Solch ein Original war „*Vater Polomosa*“ — nach dem Geschlechtsregister hieß er nur schlicht „Hunziker“. Statt einer normal aussehenden Nase hatte ihm im Laufe der Zeit der Herrgott eine Art ungeräucherte Leberwurst als Gesichtsvorsprung zu tragen auferlegt. Das hinderte aber Hunziker nicht, zum Wohle der Mitmenschen Heilkräuter und Salben zu vertreiben. Er selbst wird sich die rotprangende Geschwulst durch vieles Schnupfen von Pulver aus Heilkräutern zugezogen haben; so mit der bekannten Marke „Schneeberger“, welches Präparat er ebenfalls in der Hausierertasche trug und zum Kaufe anbot: „weil es wirksamer und gehirnstärkender sei als Schnupf aus Tabak“. Die Ärzte in Lenzburg — es gab schon vor fünfzig Jahren deren drei — hatten sich stets der pfiffigen Kräuter-Mannli zu erwehren, da diese bei jeder Gelegenheit — und vom Kopfe hinunter bis zur großen Zehe — in ihre Wissenschaft pfuschten; und da anderseits der Lenzburger am

¹ Aus Eichs in Separatdruck befindlichen „Anekdoten aus der Blütezeit der Lenzburger Schnupftabakindustrie und wir Komischen zur Blütezeit des Fliegenkönnens“ (1887—1947).

Winkeltreiben sein Gefallen fand und solches, wo es anging, noch unterstützte ...

Ein weiteres Original, das sich mit Dingen befaßte, die dem Magen zugute kamen, war *Hemmann, der Zuckerbäcker, genannt der „Göngeli-Hämme“*.

Wo und wann man nur diese drollige Bezeichnung — eines an und für sich im Bürgerbuch Lenzburgs alt verzweigten und beruflich sehr tüchtigen und teilweise auch gesellschaftlich zu recht angesehenen Höhe gelangten Geschlechtsnamens „*Hemmann*“ — hörte oder gar die hagere Gestalt des „Göngeli“ zu Gesicht bekam, da lief einem das Wasser unter der Zunge hervor, und man mußte schmatzen, als ob es etwas Süßes im Munde zu „suggen“ oder zu „kätschen“ gäbe.

Im Gegensatz zu „*Hammi Tiertschi*“, dem Schlächtermeister, verstand es nämlich der „*Göngeli-Hämme*“, mit Messer und Schere — aus einem zuvor fachgemäß zubereiteten und mürbe gekneteten Brei — ungewöhnliche Dinge herzustellen, die auf uns Kinder anzüglich waren, wie wohl für die Biene der Nektarduft; selbst wenn die Süßigkeiten des „Göngeli“ nicht unmittelbar aus Wunderblumen unserer Wiesen und Gärten stammten. Die leckeren Sachen dieses von Kinderfest zu Kinderfest ziehenden Zuckerbäckers hingen jeweils auffällig an einer Kordel über seinem Krämerstand und baumelten im Winde, ähnlich wie im Herbst auf dem Lande die Zwiebeln und Maiskolben, in Reihe gebunden, über den Fenstern und Holzlauben wiegen. Aber auch auf dem Krämertisch war stets ein Kunterbunt von Süßigkeiten angehäuft. So rote und blaue, grüne und gelbe, weiße und schwarze Zuckerstumpen, Nuga-Stengel, „Bären-Dräck“-Schnüre aus schwarzem Lakritzensaft, und marmorartig aussehende „Magen-Brötchen“. Hinwiederum sahen unsere Kinderaugen in farbenblendender Zusammensetzung — wie bei den vielen bunt-glitzernden Lampen unterm Dach des Karussells — auch noch seitlich am Blachendache des Krämers aufgehängte Pfielfli, Trompeteli, Flöteli, Güügeli, die bald am Vorderleib eines Zucker-Häschens hervorguckten, oder aus den Pfötchen eines Zucker-Kaninchens, oder aus dem Schnabel eines Täubchens, oder zwischen den Flossen eines Fischchens sich bemerkbar machten, blank-weiß, wie versilbert und ganz sauber zum Hinein-Blasen.

All diese Herrlichkeiten waren das Ergebnis einer sehr komischen Phantasie des Herstellers solchen musikalischen Spiel- und Schleckzeugs aus Zucker und Blech, welch eigenartige Erfindergabe naturgemäß in der Butike des „Hämme“ — wenn nicht lediglich durch Alkoholisches — so doch abwechslungsreich durch Genießen von Lenzburger Schnupf-Tabak angeregt werden mußte; denn

irgendeine Art von Freude ist doch die Voraussetzung für das Entstehen all des Guten und Schönen hienieden.

Und so kam es jeweilen, daß dann bald nach dem aufgetakelt gewordenen Krämerstand allmählich sich von dort aus über Weg und Steg zum Festplatz hin — und innerhalb und außerhalb desselben — ein „pfiefliges“ Getön und Summen einsetzte, wie etwa in warmen Sommernächten das Zirpen der Grillen und das „Glucksen“ der „Heinimüggel“ vom Straßenbord her und aus Straßentümpeln...

Und da schon beim leisesten Anstoß am Krämertisch — seitens der sich für Zuckerdinge stürmisch interessierenden Jugend — jeweils durch die Erschütterung an den beladenen Kordeln ein fröhliches Geklirre und „Gebimbel“ anhob, so kam es, daß der Volksmund diese lustig tönenden Siebensachen als „Göngeli-Waren“ bezeichnete. Und so kam es, daß dann allmählich auch der Verkäufer derselben entsprechend mit „Göngeli-Hämme“ benamset wurde.

Unser Elternhaus und sein Verhalten zur Zeit der Hemmann'schen Zuckerwaren

Damals gab es wahrscheinlich noch keine Zuckerfabriken hierzulande. Kakao und Schokolade — die heute wie Zucker ebenfalls wichtig gewordenen Nahrungsmittel — waren glaub' schon zu sehen, aber ganz selten. Zucker wurde vielfach in Form von „Kandis-Zucker“ von den lenzburgischen Kolonialwaren-Firmen, in Säcken verpackt, importiert; das heißt noch im Zustand des im Produktionsgebiet aus Zuckersaft kandierten „Braun-Zuckers“; gemeint ist damit der in der Dampf-Siederei an hängenden Schnüren sich ansetzende Kristall-Zucker. Überdies war im Güterbahnhof Lenzburg von Zeit zu Zeit wohl über Holland gekommener, und dort weiß raffiniert und zu Kegeln geformt gewordener „Stock-Zucker“ — mit blauem Papier umwickelt — ebenfalls in größeren Sendungen zu sehen. In solchen Fällen galt es als eine besondere Vergünstigung für uns Buben, hierüber heimlich orientiert worden zu sein. Dann begehrte ein jeder beim Ausladen und Magazinieren mithelfen zu dürfen — weil man als Belohnung schließlich in seine Mütze einige „Mokken“ solchen „Kandis-Zucker“ und eine Handvoll getrocknete Weinbeeren, sowie einige Stengel „Süß-Holz“, das heißt botanisch Lakritzen-Holz, erhielt, und als besondere Seltenheit noch einige Schoten gedörrtes „Johannis-Brot“ aus Syrien. „Süß-Holz“ wurde von altersher — wie die gedörrten Schnitze aus Süß-Obst — namentlich als Beruhigungsmittel an sich bemerkbar machende kleine Schreihälse zum Lutschen gegeben. Aber wir Grö-

ßeren erhielten solches „Süß-Holz“ oder ein Stückchen „Kandiszucker“ gewöhnlich auch als anlockende Zugabe beim Einkauf von Spezereien. An und für sich war derart einfache Lebensweise — also ohne die heutige wahllose Sucht nach Konditoreiwaren — für die heranwachsende Jugend kein Unglück; denn damals gab es auch noch nicht so viele und so tadellos, mit fast beängstigend komplizierter Apparatur eingerichtete Zahnärzte, die jetzt so unschätzbaren Verhüter so viel quälender und das Leben verkürzender Altersbeschwerden. Und „Magenweh“ bekamen wir eigentlich nur im Herbst, wenn wir zu oft ungehemmte Gelegenheit zu kaltem Obstsaft-Trinken hatten, anlässlich des „Mostens“; worunter das Auspressen von zerschnittenem Fallobst — und das in Fässer-Gießen des gewonnenen Süßsaftes — gemeint ist. Und wenn wir Jüngsten dann des andern Morgens die Bettchen verlassen hatten, um kleinlaut unsere Wege zu suchen, so erklärte man uns beim Sichwiederfinden, daß wir „schöne Geschichtchen“ hinterlassen hätten, von denen wir keine Ahnung hatten. Daher wurde uns eine Zeitlang zur Stärkung des Gedächtnisses das Sauser-Trinken entzogen, so unsere Hände nach der „Most-Guttere“ greifen wollten.

Auch vom Krämer-Stand des „Göngeli-Hämme“ hielten uns die vor schrill-blendendem Zuckerzeug mißtrauisch gewesenen Eltern so gut wie möglich ferne: denn auf das Jugendfest, oder zu Neujahr, brachte der sonst vielseitig beschäftigte Vater beim „Rams-Spiel“ gewonnene Zuckerstöcke heim. Mit Messer und Hammer mußten wir alsdann diese Stöcke zerkleinern; denn hernach wurden die Stückchen in einer Pfanne mit heißem Wasser zu einem Brei aufgelöst, dem dann die Mutter — je nach dem Kuchen- oder Guezi-Rezept — mehr oder weniger viel Mehl, Butter, Honig, Rosinen, Anis, und wer weiß noch was alles, zugab. Schließlich entstanden so verschiedenartig riechende und aussehende Brei-Klumpen; dienlich für die zu machenden Sorten „Guezi“, wie Wienerli, Spanisch-Brötchen, Jugendfest-Tirggeli, Kräbeli, Basler-Leckerli, Chötene-Päschli. Nach dem Erkalten des Kuchen-Breies, genannt „Guezzi-Teigg“, mußte derselbe noch tüchtig geknetet und mit ergänzenden Zutaten durchwirkt werden, bevor wir Junge dann beim Walzen des Breis zu flachen Fladen mit dem „Tröl-Hölzli“ behilflich sein konnten. Aus diesen Fladen wurden dann mit Guezi-Mödeli von Urgroßmutterns Zeiten die zu jeder Brei-Sorte passenden Guezi gestanzt oder zurecht gepreßt: was dann serienweise Willisauer-Ringli, Mailänder-Sterne, Mailänder-Sonnen und -Monde, aber auch viereckige Anis-Brötchen mit reliefartig erhöhten Bildchen ergab. Schon das Mithelfen bei derartigem Brei-Stanzen und -Pressen war anregend und lohnend, denn es verblieben dabei immer

wieder kleine überzählige Abschnitte, die so nebenbei in unsere Mäuler wanderten, während die von der Mutter auf Backblechen schön geordneten „Teigg-Güezi“ behutsam in den geheizten Kachelofen gestoßen wurden, allwo nach einer gewissen Zeit die „Chröml“ herrlich duftend und hartgebacken wieder zum Vorschein kamen. Hierauf wurden sie bis zum Festtage in einer großen Blechtruhe verwahrt.

Was wunders, wenn wir von Jugend an stets davon schwärmten, dereinst beruflich Zuckerbäcker zu werden, statt etwa Landwirt; denn das Haus unseres Vaters war noch vom Großvater her halb mit Landwirtschaft verbunden, so daß wir namentlich zu Ferienzeiten beim „Göllere“, beim Unkraut-Rupfen, beim Bäumchen-setzen, beim Heuen und so weiter, mehr oder weniger mitgehen und mithelfen mußten, was uns weniger interessierte; selbst wenn das Drum und Dran mit dem Vieh und gelegentlichem Sitzen auf Rösser uns Buben auch Spaß machte; ebenso der Verkehr mit Chöngel, Hühnern und Tauben.

Wie ein triumphierender Kapitän, ungezwungen und selbstsicher, zog jeweils an sommerlichen Sonn- und Feiertagen der „Göngeli-Hämme“ in seinen „schleerpigen“ Halbschuhen, vom Städtchen kommend, die Bachstraße herauf und an unserem Hause vorbei, die blaue „Dächli-Kappe“ schief auf dem Kopfe liegend und stets eine dampfende, stark heruntergebogene Tonpfeife im Munde. Nichts hätte besser passen können zum spitzen Bock-Bärtchen nach „Fasson Napoleon des Dritten“. Man merkte es dem „Hämme“ von weitem an, daß er einige Jahre in Frankreich zugebracht hatte, anfänglich als Legionär. Und die an den Ohrläppchen herunterhängenden goldenen Ringelein und darunter die rote Binde um den hohen Nacken gemahnten an die kühnen spanischen Kämpfer der Arena für Stiere. Nach Ablauf seines Legionär-Vertrages soll Hemmann in einer Hafenstadt in engere Berührung mit Erzeugnissen aus Kolonialwaren gekommen sein und habe dann als großer Kinderfreund auch sein Wissen zum Anfertigen des „Güüggeli-Züg“ von dort her in unsere Heimat verpflanzt. Dort, im Süden Frankreichs, wie im Süden von Italien und in Spanien, ist der Mann weit mehr der „Herr der Schöpfung“ als hier im gemäßigten Klima. Dementsprechend wurde auch die „Bessere Eehälfte“ des welt-erfahrenen Hämme etwas weniger aufmerksam behandelt, als mit solchen bei uns sonst üblich ist; das heißt, sie mußte alleweil wie ein nachtrottendes „Aschenbrödeli“ hinten am Vierräderwägeli stoßen, während der Gebieter vorn an der Deichsel schritt. Und in dieser Weise wurde seinerzeit der fahrbare Krämerstand — mit Blache und zusammengelegten Masten umspannt — an unserem

Hause vorbei geführt, zu irgendeinem Keigel-, Jodler-, Trompeter-, oder wiederum Turner-, Schützen- und Jugendfest; so diese nun in Staufen, Seon, Egliswil, Schafisheim geboten gewesen, oder sonst in einem Dorfe in der Richtung des sich bewegenden Zuckerzeugwagens, allwo dann die initianten Vereinsfestchen sich normalerweise gegen den Abend hin zu einem eigentlichen Volksfest entwickelten. Dabei kamen groß und klein, mitsamt dem Vereinskassier und die Bäckers- und Wirtsleute auf ihre gute Rechnung und desgleichen auch unser „Göngeli-Hämme“, sonst hätte er doch nicht stetsfort seine überlegene Sicherheit im Auftreten gehabt.

Das Jugendfest in Lenzburg

Einst — am frühen Morgen eines Lenzburger Jugendfestes — vertauschte die Mutter das mir etwas allzulange zum Tragen zugemutet gewesene schottische Rockkleidchen gegen ein schönes, dunkelblaues Gewändchen, das mich in wenig Minuten in einen jungen Matrosen verwandelte. Denn zum ersten Male wurde ich hernach — wie meine Altersgenossen — als neugebackener „Häfelschüler“ vom Schulhausplatz unter lufterschütterndem Glockengeläute trippelnd in die feierliche Kirche geführt. Dort besetzten auch — in einem langen Zuge hergekommen — die übrige Schulkjugend, mitsamt der besorgten Lehrerschaft und den ehrwürdigen Stadtbehörden, den festlich geschmückten Innenraum. Von oben her brausten Orgeltöne, dann erklang Orchestermusik und Sologesang, also daß uns Schulkinder ein eigenartiges Gefühl durchrieselte ob solch machtvollem Aufwand und hauptsächlich nur für die sich sonst stets bescheiden fügen müssende Jugend! Alsdann hielt ein Herr von der Kanzel herab eine längere Predigt oder Rede — ich habe ihn in späteren Schuljahren als den uns unterweisenden Herrn Pfarrer Gimmi sehr zu schätzen gelernt. An diesem festlichen Morgen dauerte freilich für uns zappelbeinige Knirpse die noch nicht recht verständliche Ansprache viel zu lange, so daß das Stillsitzen uns peinlich wurde. Doch schließlich gab es Bewegung: Gesangslehrer Fischer ließ die Worte des Pfarrherrn durch die oberen Klassen mit zwei stimmungsvollen Heimatliedern beschließen. Und dann führte man uns in einer langen Reihe um den Taufstein, und die älteren Klassen folgten in Abständen nach; denn auf diesem Taufstein lagen viele Reihen glitzernder Frankenstücke. Und ein jedes Schulkind — bis und mit den ältesten Kadetten — erhielt von einem schwarzgekleideten älteren Herrn je ein neues Einfrankenstück in die Hand gedrückt. Doch vorher hatten wir mit dem Kopfe mindestens zwei- bis dreimal eine stumme, aber möglichst tiefe

Verbeugung gemacht. Die Betreuerin der „Häfelischüler“, die gebieterische Frau Furrer, hatte uns zuvor diesbezüglich unterrichtet, indem sie sagte: es sei der reiche englische Herr unseres Schlosses, der diesen schönen Jugendfest-Franken stifte. Folglich nahmen wir Kleinen an, der rundliche Herr am Taufstein, nämlich Stadtkassier Urech, sei eben der gutherzige Schloßherr selber, und das erklärte uns die verlangte stumme und tiefe Verbeugung! Nachdem so allmählich alle Schüler und Schülerinnen, klein und groß, mit Sich-Bücken oder scheu-mädchenhaftem Beinknix ihren Franken erhalten hatten, hörte man wieder die Orgel brausen, und man sah, wie die Türen sich wiederum öffneten: und hinaus schritten gravitatisch die schwarzgekleideten Ratsherren der Stadt mit ihren Zylindern, denen wir Jüngste unmittelbar zu folgen hatten. Draußen wartete die Stadtmusik, um uns und hinter uns wiederum die ganze Schar der Schuljugend mit Posaunengeschmetter in einem langen Umzug durch die engen Gassen der Altstadt zu führen. Wir Knaben trugen auf unseren Hüten oder im Knopfloch einen Blumenzweig; und die duftigen, in weißen Spitzen-Kleidern wandelnden Schülerinnen hielten in ihren Handschuhen schöne Blumensträuße. Die Kadetten bildeten mit ihren wirbelnden Trommlern den Schluß der langen Umzugsreihe; stolz über sich die wehende Lenzburger-Fahne schwingend, mit ihrer blauen Kugel im weißen Felde. Aus Fensterbänken, die mit Fähnchen und Blumen geschmückt waren, grüßten und winkten die Bewohner uns zu. Und über den Straßenkehren hingen mit Blumen garnierte Tannrieskränze. Selbst die Brunnen der Stadtquartiere waren mit Kränzen und frohen Sprüchen von jugendfestfreundlichen Händen geziert. So wurde es fast Mittagszeit, bis wir Kinder der Familie, freudig nach Hause springend, unsern guten Eltern die ersten gewonnenen Fest-Franken bringen durften. Solch denkwürdiges Geldstück legte der Vater lächelnd einem jeden in sein eigenes und mit Aufschrift bezeichnetes Kässeli, zu den schon aus früheren Jahren befindlichen Gotte- und Götti-Batzen; worauf die Kässeli wieder im Sekretär versorgt wurden, bis daß sie schwer genug geworden für ein uns wichtiges Hinbringen auf den Schalterisch der „Zins gebenden Spar-Kasse“.

Am strahlend schönen Nachmittage führten uns wieder die frohgestimmten Trompeter vom ebenfalls in Festschmuck prangenden Schulhaus weg in Reih und Glied durch die Stadt und hinaus auf den Festplatz, allwo wir bis zum Abendtee entlassen wurden. Unterdessen konnten wir nach Belieben entweder auf Rechnung der Stadtkasse gratis Karussell fahren, oder auf dem Tanzboden den von Musik angeregten tanzenden Schülerinnen und Schülern zuschauen, oder auf dem Kinder-Abteil nebenan auch mittanzen, oder

auch dem bald beginnenden Manöver der Kadetten mit Freischaren nachgehen. Da mir Bleisoldaten von jeher viel Freude bereitet haben und ich mit meinen Spielsoldaten schon viel Episoden aus der alten Schweizergeschichte nachgeahmt hatte, so ging ich nun begreiflicherweise den Kadetten nach. Diesen war berichtet worden, daß oben am Goffersberg und unter den Felsen des Schlosses sich kriegerisch gesinnte „Chinesen“ verborgen hielten, welche beabsichtigen, die Kadetten zu umzingeln und gefangen zu nehmen. Und in der Tat, als die Kadetten auf solchen Bericht hin in jugendlichem Eifer den Berg hinanzogen, erblitzten ab jenen Höhen Gewehrschüsse, welche sie unverzüglich erwiderten, indem sie sich durch Liegen und Niederknien Deckung verschafften, bevor sie nach jeder Salve der Freischaren — durch zeitweiliges Hinanspringen — dem Feinde auf den Leib zu rücken trachteten. Doch plötzlich ertönte vom Felsengebüsch des Schlosses her Kanonendonner, und weiße Rauchwolken stoben aus den Schlünden zweier Geschütze hervor. Doch die kämpfenden Kadetten erhielten durch Nachhut Verstärkung. Man sah, wie sie in ihren dunkelblauen Uniformen nun erst recht mutig gegen die Anhöhen hin stürmten, wobei hüben wie drüben ein äußerst eifriges Schießen entbrannte; zeitweise übertönt vom Donner der wieder nachgeladenen Kanonen. Schließlich mußten an einer Seite des „Gofi“ die weniger disziplinierten Chinesen sich auf die hinten ausgebreitete Hochebene zurückziehen. Die durch Pfeifensignale von ihren Zugführern zu weiterem Vorrücken aufgestachelten Kadetten aber rückten mit Hurra-Rufen an jener Flanke nach. Aber, o weh — sie kamen bald in eine kritische Lage; denn unversehens rasten unten am Berge vom Gofi-Wäldchen her berittene Scharen hervor, die mit grimmig aussehenden Schnäuzen und langen Zöpfen ihre krummen Säbel gegen die Nachhut der Kadetten schwenkten und aus Pistolen Schüsse abgaben. Hierdurch wurden begreiflich die Kadetten in jenem Sektor überrascht und erschreckt. Die vordersten Linien oben auf dem Gofi mußten sich eiligst wieder zurückziehen, denn unten wurde wohl gegen die Kavallerie mit Schießen und Gewehrkolbenschwingen seitens der Kadetten abgewehrt — so gut es ging —, aber die Reiterei unternahm immer wieder neue Attacken, was schließlich ein allgemeines und teilweise fluchtartiges Zurückziehen der Kadetten nach dem Festplatz hin verursachte. Es entstand aber noch ein vorübergehendes kämpferisches Hin und Her bei den Brücken über dem Einschnitt der tiefgelegenen Bahnlinie; welche Übergänge von der kadettischen Reserve noch schnell mit leeren Heuwagen und sonstwie in der Nähe ergreifbaren Gerätschaften verbarrikadiert und zäh verteidigt wurden, damit unterdessen die teilweise in Unordnung ge-

flohenen übrigen Kameraden sich auf der Schützenmatte wieder sammeln und wieder wehren möchten. Schließlich gerieten diese tapferen Verteidiger der Brücken in die Gefangenschaft der Chinesen, und das auf der Schützenmatte wieder gesammelte „Gros“ der Kadetten wurde bald darauf umzingelt. In solch verzweifelter Lage befahl der kühne Hauptmann der Kadetten einen Sturmangriff, wobei ein ohrenbetäubendes Knallen von hüben wie drüben entstand! Doch schaut jetzt hin: dank diesem tollkühnen Mute des Hauptmanns und seiner Getreuen wurden sie schließlich dennoch die Sieger. Es ging nämlich den kämpfenden Chinesen allmählich das Pulver aus! Nun mußten die also gedemütigten Häuptlinge der Chinesen, zum Zeichen der Übergabe, die weiße Fahne hissen, und auch die gefangen gehaltenen Trupps Kadetten, welche die Bahnübergänge verteidigt hatten, wieder frei geben. Ja, sie mußten es sich gefallen lassen, als Rädelsführer in ihren eigenen Bagagewagen gesperret zu werden; natürlich auf human-christliche Weise, nämlich mit genügend Bier und Schnupf-Tabak.

* * *

Mir hatte die Hitze sehr zugesetzt bei solchem nun erstmals mit Leib und Seele richtig miterlebten Kleinkriege. Nun war ich von den besorgten Eltern oft ermahnt worden, im Zustande großer Erhitzung kein kaltes Brunnenwasser zu trinken. In die Festhalle zum Tee zu gehen, dafür war es noch zu früh. Daher hielt ich es für angebracht, beim „Göngeli-Hämme“ etwas gegen den brennenden Durst zu kaufen. Ich drängte mich an den von Buben und Mädchen umstellten „Chrömli-Wagen“; aber für Flöteli und Güügeli war ich in meinen schönen Hosen nun doch zu alt geworden. Daher erstand ich mit meinen Batzen einen großen runden, weißrot, grün und braun gestreiften Zuckerstengel, der wegen seiner ersichtlichen verschiedenartigen Zuckerschichten aussah wie ein schönes Windrädchen aus verschiedenen gefärbten und übereinander liegenden Achsen; was meiner arg eingetrockneten Zunge vielseitigen Genuß verhieß, und daher wohl das Richtigste war von der Überfülle des Guten auf dem Chrömli-Tisch!

Ich hatte mich wahrhaftig nicht getäuscht; denn die oberste Weißschicht des Stengels war überaus erfrischend. Es muß ein Gemisch von Pfeffermünzgeist und Weiß-Zucker gewesen sein. Bei weiterem Umdrehen des Stengels entstand im Munde ein mehr an „Bären-Dräck“ erinnernder Geschmack, der mir als Abwechslung auch gefiel, da durch dessen Lakritzensaft die etwas zum Husten gereizten Schleimhäute wieder angenehm beruhigt wurden. Als der

Stengel herrlich fließend bis etwa zur Hälfte geschmolzen war, stieß ich auf eine immer schwerer sich lösende Substanz, die fast keinen Süßgeschmack mehr hatte. Nach vergeblichem „Suggen“ und „Kätschen“ glaubte ich es mit eingetrocknetem Kaugummi zu tun zu haben; denn für ein „Öpfel-Göörbsi“ (Apfel-Kerngehäuse) wäre die Jahreszeit noch verfrüht gewesen. Ungeduldig geworden, nahm ich schließlich das zähe Überbleibsel aus dem Munde hervor; denn es konnte ja auch ganz einfach ein anlässlich des Teig-Knetens im Brei hängen gebliebenes Stück Schnur sein, vom „Kandis-Zucker“ her. Doch auch diese Vermutung erwies sich als irrig; denn siehe da: es war ja nur noch ein zusammengequetschter, hellgelber „Nuggi“, der durch irgend welche Umstände, statt in das „gäufferige“ Lutsch-Mäulchen eines „gwunderigen“ kleinen Kindes zu wandern, nun zur Abwechslung den Weg in den honig-süßen Brei des Zuckerbäckers gefunden hatte. Und in diesem wohlriechenden Brei wurde dann der Nuggi sicherlich von den flinken Händen unseres lenzburgischen Kinderfreundes unauffällig und im Nu zu einem „Rugel“ geknetet und gewalzt, und hernach im heißen Ofen gehärtet. „Und sollte dies nicht also hergegangen sein, so wäre doch bestimmt der Nuggi zuguterletzt auch nicht auf diese Art wieder zum Vorschein gekommen!“, mußte ich ich mir da sagen. Ob solch überlegendem Selbstberuhigen und Werweisen: durch welche Umstände es wohl der Zufall fertig gebracht hatte, daß aus Zuckerbreien und Kindsnuggi eine farbenschöne Einheit wurde, die sich gut verkaufen ließ — ertönte das von der durstigen Schülerschar ungeduldig erwartete Signal der Festkanone, als Aufforderung zum Tee-Trinken-Gehen in die Festhalle, allwo für uns „Häfel-Schüler“ ein langer Tisch vorgesehen war, belegt mit Teetassen und herrlich duftenden Eierröhrli-Kuchen. Merkwürdigerweise hatte ich hierzu fast weder Durst noch Appetit mehr. Vielleicht war auch das ungewohnte und geräuschvolle Treiben in dieser schwülen Festhalle schuld daran, und die schon wegen der großen Entfernung von mir aus nicht mehr recht verstehen könnende Rede des temperamentvollen Hauptmanns der Kadetten. Immerhin schwirrten mir noch allzu verschiedene Eindrücke und Gedanken im Kopfe herum, und daher mußte ich mich plötzlich mit beiden Händen am Tische festhalten:

Ich sah immer wieder die fürchterlichen Fratzen der angestürmten Chinesen — und hernach das Sich-Drehen der zündroten, blauen und grünen Achsen des zu einem Stengel gewalzten Zuckers — dann das sonderbare Überbleibsel des schnupfig-lutschigen Mäulchens. — Dann stoben wiederum feuerspeiende Schüsse der Kanonen gen Himmel, als ob in der Festhalle das Feuerwerk schon begonnen

hätte, das man doch erst für den Spät-Abend — und zwar vor dem Schulhaus — uns zu sehen versprochen — — —

Wann und auf welche Weise ich damals aus der Festhalle nach Hause gekommen bin, daran vermag ich mich nicht zu entsinnen. In meinen Ohren verblieb hingegen nach dem Knallen der Schüsse — — — und sogar noch bis zum richtigen Erwachen am andern Morgen im Familienhause Bachstraße eine choralartige vaterländische Melodie, die mir dann entschwand — — — wie mitgenommen von den Wellen des Aabachs — — —

* * *

Auf alle Fälle fühlte ich mich an nachfolgenden Jugendfesten von den Süßigkeiten des „Göngeli-Hämme“ unwiderruflich entwöhnt, obschon noch lange hin unentwegt meine Schulkameraden den sonst berechtigten Verlockungen jenes Schleckzeugwagens nicht zu widerstehen vermochten.

* * *

Also sind hier mit den importierenden Kolonialwaren-Geschäften, mit Abraham Dietschy, dem Schlächtermeister, und Hemmann, dem Zuckerbäcker, die Vorgänger berührt worden: der dann besonders für Lenzburg und Umgebung so überaus wichtig und vielseitig sich entwickelten Unternehmen der Lebens- und Genußmittel-Erzeugung; sowie auch der Spielwaren- und Kinderwagenindustrien, und der ebenfalls groß gewordenen Industrien für Packmaterial aus Hanf, Papier, Holz und Metall.